

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belohnte Wohlthat

[urn:nbn:de:bsz:31-339414](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339414)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Belohnte Wohlthat.

I.

An einem kühlen Nachmittag des Märzmonats fielen die noch matten Sonnenstrahlen auf das stattliche Fabrikgebäude und auf den schönen Garten daneben, in dessen Mitte das freundliche, wohnliche Landhaus des Herrn Martyn stand. Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen stieg eben die breiten Treppenstufen herab, welche in den Garten führten. Es war Helene Martyn, die liebliche Tochter des reichen Fabrikherrn. Langsam ging sie auf dem saubern Kieswege durch die Anlagen des Gartens und an den Fabrikgebäuden vorüber, bis sie vor einem kleinen Häuschen stille stand. Die von frischem Geisblatt umrankten Fenster des Häuschens funkelten in der Märzsonne. Geschwägig und plätschern rieselte ein Vächlein durch das Hausgärtchen. Alles sah hier gar lieblich und friedlich aus, und dennoch war mit dem freundlichen Häuschen eine gar traurige Geschichte verknüpft, an welche die Jungfrau denken mußte, als sie eben eintreten wollte, um dessen Bewohner zu besuchen.

Robert Rutt war, während vieler Jahre, Aufseher gewesen in der Fabrik des Herrn Martyn. Keiner hatte er sich in der letzten Zeit dem Trunk ergeben. Durch seine Schuld war eines Tages die Maschine gründlich beschädigt und zugleich eine große Menge von Stoffen verdorben worden, wodurch der Geschäftsbesitzer einen sehr beträchtlichen Schaden erlitt, weshalb er den unzuverlässigen, unachtsamen Trunkenbold mit harten Worten tadelte und auch seines wichtigen Postens ihn entsetzte. Die Sache war in der ganzen Umgegend bekannt geworden und der entlassene Rutt hatte nirgends, so sehr er sich auch bemühte und Enthaltung vom Trunke versprach, eine anderweitige Anstellung gefunden. Immer tiefer versank er, in seiner Verzweiflung, in Laster und Glend. Vor etwa sechs Monaten war er gestorben und hatte seine arme Frau und seinen fünfzehnjährigen Sohn, auch Robert mit Namen, in Noth und Sorgen zurückgelassen. Zum Glück lebte noch ein Bruder der Wittwe drüben in Nordamerika, welcher Landwirthschaft trieb und ziemlich wohlhabend war. Als dieser seines Schwagers Tod erfahrene, erbot er sich zur Aufnahme seiner Schwester und ihres Sohnes, und hatte geschrieben, daß er gerne für sie selbst die Reisekosten bezahlen wolle, allein diejenigen für seinen Neffen könne er nicht aus ei-

genen Mitteln bestreiten, weil er eine zahlreiche Familie zu erhalten habe. Er meinte, des Sohnes Reisegeld werde sie schon in England auf irgend eine Weise zusammenbringen, und dann sollen Beide nur getrost nach Amerika überschiffen, er werde für sie sorgen nach besten Kräften.

Durch den Verkauf ihrer Habseligkeiten, vermochte Frau Rutt das für Eine Person nöthige Reisegeld sich zu verschaffen. Alle Vorbereitungen zur weiten Reise waren getroffen. Nun hatte sie nur noch auf des Bruders Brief gewartet, welcher ihr das versprochene Reisegeld bringen sollte. Fräulein Helene Martyn hatte selben Tag erfahren, daß der ersehnte Brief endlich eingetroffen sei, und daß die Wittwe nun unverzüglich abreisen wollte. Sie kam deshalb, um der armen Frau, deren bescheidenes und freundliches Wesen ihr immer gefallen hatte, Lebewohl zu sagen und ihr Gottes Schutz und Segen zu wünschen zur weiten Reise. Als die gutmüthige Jungfrau in das bescheidene Stübchen trat, fand sie die Wittwe in großer Betrübniß, mit thränenenden Augen. Frau Rutt stand schnell auf, trocknete die Thränen und klagte wehmüthig: „Ach, Fräulein Helene! Sie besuchen mich wirklich noch einmal!“

Freundlich und herzzgewinnend sagte Helene: „Ich konnte Euch nicht fortziehen lassen, liebe Frau Rutt, ohne die Hand zum Abschied Euch zu reichen. Möge der treue Gott Euch und Robert gnädig behüten und bewahren und es Euch wohl gehen lassen in Amerika! Dies ist mein herzlichster Wunsch!“

Diese Worte bewirkten bei der Traurigen neues und heftiges Weinen. Nachdem sie sich wieder etwas beruhigt hatte, sprach sie: „Ach, Fräulein Helene! Verzeihen Sie mir! Aber Sie wissen ja nicht, was es heißt, von seinem einzigen Kinde sich trennen zu müssen und es zurückzulassen ohne Beschützer und Rathgeber!“

Anfänglich konnte Helene den Sinn dieser traurigen Worte gar nicht fassen und bat drum um Aufschluß. Nun erzählte die Wittwe, daß der erwartete Brief allerdings angekommen, leider aber kein Reisegeld für sie enthalten hatte. Ihr Bruder meldete, daß er, zu seinem großen Leidwesen, gar nichts schicken könnte, doch hoffte er, sie werde das Nöthige für sich und ihren Sohn wohl zusammentreiben. „Das ist aber unmöglich!“ klagte die Arme. „An vielen

Orten hab' ich's versucht, doch überall wurde die Bitte mir abgeschlagen. Hier bleiben kann ich nicht, da ich meine ganze Habe verkauft habe, wodurch ich jedoch nur das Reisegeld für mich allein erhält. Ach, was soll aus meinem einzigen Kinde werden, wenn ich's nicht mit mir nehmen kann!"

"Was würde denn die Reise für Robert kosten?" forschte Helene theilnehmend.

"Wenigstens zehn Pfund Sterling (70 Thaler), liebes Fräulein," antwortete die Bekümmerte. "Wir reisen natürlich so einfach und wohlfeil, wie möglich. Aber wo soll ich, in meiner Lage, so viel Geld aufstreifen?"

Der edeln Jungfrau kam sogleich ein guter Gedanke. Sie hatte eine Sparbüchse, in welcher sie die kleinen Geldgeschenke, die sie dann und wann von ihren Eltern oder von Verwandten empfangen, seit den Tagen ihrer sorglosen Kindheit gesammelt hatte. Diese Sparbüchse war in des Vaters Obhut, und sie rechnete, daß der Schatz wohl an achtzig Thaler betragen mochte. Freilich war's längst schon ihr Plan, ihr Lieblingsplan, vermittelst dieses Geldes nach London, der großen Hauptstadt Englands, zu reisen und eine dort wohnende liebe Freundin, von der sie schon mehrmals dringend eingeladen worden, zu besuchen! Jetzt wollte sie gern auf diesen Besuch verzichten, denn die Klagen und Thränen der hilflosbedürftigen Wittve stimmten sie recht opferwillig. Ohne das Geringste von ihrem Vorhaben merken zu lassen, verabschiedete sich Helene, unter nochmaligen Wünschen zur glücklichen Reise.

Schneller, als sie gekommen war, kehrte die menschenfreundliche Jungfrau zurück in's väterliche Haus und betrat das Zimmer des Herrn Martyn, den sie bei seinen Rechnungen und Schreibereien vielbeschäftigt fand. Als der Vater seine herzliche Tochter erblickte, legte er sofort die Feder abseits und fragte lächelnd, was ihm die Ehre ihres Besuches verschaffe.

"Ich habe eine große Bitte auf dem Herzen, lieber Vater," sagte Helene, "und die darfst du mir nicht abschlagen."

"So, so! und die wäre? Na, nur heraus mit der Sprache, liebe Tochter!" meinte Herr Martyn ermutigend.

"Ich wollte dich bitten," antwortete Helene, "mir siebzig Thaler aus meiner Sparbüchse zu geben, welche ich sehr nothwendig brauche."

"Oho, siebenzig Thaler!" rief der Vater ganz verwundert. "Liebes Kind, das ist keine kleine Summe! Darf man wohl wissen, was du mit diesem Geld anfangen willst?"

"Nein, lieber Papa; denn das ist just mein Geheimniß!" erwiderte die Jungfrau, und setzte schmeichelnd hinzu: "Verlange nicht, daß ich's dir sagen soll, sondern glaube mir, ich will das Geld durchaus nicht zu etwas Bösem verwenden."

"Und da soll ich dir so ganz unbedingt trauen?" fragte der Fabrikherr lächelnd; "das ist doch etwas zu viel verlangt! Kannst du mir dein Geheimniß nicht offenbaren?"

"Darfst mir's ganz sicher glauben, daß ich nur Gutes vorhabe, herzliebster Papa!" versicherte Helene. "Frage nicht weiter, sondern sei so gut und gebe mir das Geld; du weißt ja wohl, daß geschrieben steht: Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut!"

"Nu, wenn's so ist, soll deine Bitte dir gewährt sein," sagte Herr Martyn freundlich, holte die Sparbüchse herbei, nahm die verlangte Summe heraus und händigte dieselbe der hocherfreuten Tochter ein, welche mit kurzen, aber innigen Worten dankte und forteilte, um das Geld so schnell wie möglich der bekümmerten Frau Rutt zu bringen. Das gab einmal ein freudiges Erstaunen in der ärmlichen Wohnung! Die Wittve konnte ihr Glück kaum begreifen und fassen; sie überhäufte die edle Helferin aus der Noth mit herzlichem Dankesworten und Segenswünschen. Auch der anwesende junge Robert küßte und brücte unter Thränen die wohlthätige Hand und versicherte: "Ich werde es niemals vergessen, geehrtes Fräulein, was Sie an meiner lieben Mutter und an mir jetzt gethan haben! Vielleicht kommen wir noch einmal in die Lage, Ihnen das Geld ehrlich und mit herzlichem Danke zurückzuzahlen."

"Nein, nein," fiel ihm Fräulein Martyn in die Rede, "ich will es nicht wieder haben! Sei und bleibe du nur ein guter Sohn und werde dereinst ein braver, reblicher Mann! Das wird meine größte Freude und mein reichster Lohn sein! Lebet nun wohl! Möge der Herr Euch behüten und geleiten auf Eurem weiten Wege!" Sie sprach's und eilte bewegt von dannen, während die Hoherfreuten feuchten Auges ihr nachblickten. —

II.

Seit dem soeben Erzählten sind dreißig lange Jahre vergangen. Der einstige Fabrikherr Martyn schläft mit seiner treuen Hausfrau längst schon unter dem Grabeshügel. In der letzten Zeit seines Lebens mußte er durch großen Kummer und schwere Sorgen hindurch gehen. Einen beträchtlichen Verlust nach dem andern hatte er erlitten, Schlag auf Schlag ihn getroffen, und

zuletzt war er als armer Mann gestorben. Helene, welche nach ihrer Eltern Tod ganz allein stand, verheirathete sich mit einem früheren Buchhalter ihres Vaters, der längst schon Verehrung und stille Liebe für die tugendhafte Jungfrau gehegt. Er hieß Ware, und hatte wohl in einem andern Geschäfte neue Anstellung gefunden, aber eben keine gar glänzende, also daß das Einkommen des neuen Haushalts nur sehr mäßig war. Doch Zufriedenheit und Genügsamkeit sind ein köstlich Ding, und die beiden Eheleute lebten zu London in Eintracht und Frieden und ließen sich genügen. Ja, Helene wäre glücklich gewesen auch in ihren sehr bescheidenen Verhältnissen, wenn nicht eine große und schwere Sorge ihr Mutterherz belastet hätte. Ihr einziger Sohn, Richard Ware, ein Jüngling von einundzwanzig Jahren, war in dem großen Handelshause der Herren Hill und Auckland angestellt, wo er schon ein hübsches Gehalt bezog. Die Mutter liebte ihren Richard aufs herzlichste. Sie hatte ihn erzogen in der Furcht Gottes und durch seinen Fleiß und sein gutes Betragen war er so manches Jahr ihr Stolz und ihre Freude gewesen. Jetzt aber fürchtete sie, daß ihr Sohn abgewichen sei vom guten und geraden Wege und versteckt auf verderblichem wandle. Selten ließ er sich zu Abend bei den Eltern blicken und kam fast immer in später Nacht oder gar erst am frühen Morgen nach Hause. Alle Vorwürfe des Vaters, alle Bitten und Thränen der Mutter hatten hierin nichts gefruchtet, nichts gebessert. Immer seltener ließ Richard vor Vater und Mutter sich sehen, und geschah's doch von Zeit zu Zeit, so war er stumm und verschlossen. Die arme, bekümmerte Mutter weinte darüber oft heiße Thränen im Stillen und flehete zu Gott, er möge sich gnädig erbarmen über ihren Sohn, ihn wieder abzuführen von seinen bösen Wegen und ihn leiten auf den Pfad der Unschuld und Tugend.

Das liebevolle Mutterherz hatte sich nicht getäuscht in seinen Befürchtungen und bangen Sorgen! In dem Hause Hill und Auckland war der Sohn eines reichen Gutsbesizers auf der im Mexikanischen Meerbusen gelegenen fruchtbaren Insel Jamaica, Namens Vavasour, zu seiner kaufmännischen Ausbildung angestellt, natürlich, ohne Gehalt zu beziehen. Es war ein frischer und fröhlicher, dabei aber ungemein leichtsinniger junger Mensch. Richard Ware hatte sich ihm allmählig gänzlich angeschlossen und die beiden Jünglinge verbrachten mitsammen ihre freie Zeit in zügelloser Weise. Kartenspiel und Tanz, lustige Gesellschaft und üppige Schmausereien und Trinkgelage, das waren die Zerstreungen,

benen sie sich abwechselnd hingaben. Da Richard von seinem bescheidenen Gehalte diese kostspieligen Vergnügungen nicht bezahlen konnte, und doch nicht zurückbleiben wollte, so blieb's natürlich nicht aus, daß er immer tiefer und tiefer in Schulden gerieth. Vavasour, welcher seine Geldverlegenheit merkte, hatte drum an seinen reichen Vater geschrieben und um die Zusendung einer sehr beträchtlichen Summe gebeten, womit er sowohl seine eigenen Schulden als auch die seines eben so leichtsinnigen Genossen zu decken gedachte. Aber, statt des erwarteten Geldes, kam blos ein Brief aus Jamaica, in welchem rundweg des Vaters strenger Befehl enthalten war, sein Sohn solle augenblicklich London verlassen und heimkehren. Diese unliebsame väterliche Weisung war, besonders für den verschuldeten Richard, ein Donner Schlag gewesen, weil er auf des Freundes Hilfe sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Groß war drum seine Verzweiflung und wurde nur dadurch leichtlich vermindert, daß Vavasour, bei seiner Abreise, das feste Versprechen ihm gab, ihm sofort nach seiner Ankunft in der fernern Heimath das zum Schuldenbezahlen erforderliche Geld zu schicken.

Ungefähr acht Wochen waren seitdem vergangen, und Richard's Gläubiger verlangten immer ungestümmer die endliche Befriedigung ihrer Forderungen. Schließlich droheten sie ihm sogar, nicht länger mehr warten zu wollen, sondern ihn schon am nächsten Tage verhaften und in das Schuldengefängniß führen zu lassen. Der Unglückliche gerieth in Verzweiflung und verlor ganz den Kopf! Was sollte aus ihm werden, wenn die Drohung sich erfüllte? Was würden seine Eltern, namentlich seine arme Mutter, sagen, wenn sie an ihrem einzigen Sohne solche Schande erlebten? Hatten sie ihn doch in der Furcht Gottes und nur zum Guten erzogen!

Jetzt trat eine große, eine furchtbare Versuchung an den beklagenswerthen Jüngling heran: Ein Geldbrief an das Handelshaus ging durch seine Hände, welcher den Werth von sechshundert Thalern enthielt. Wenn er diese Summe nur für wenige Tage sich aneignete, so konnte er damit alle seine Schulden bezahlen; seine Ehre war gerettet, und er konnte, ja wollte sogar, ein neues, besseres Leben beginnen. Und was thust du denn weiter Böses, flüsterte der Versucher ihm zu, wenn du einstmals das Geld für dich behältst? Du willst es ja blos, in aller Stille, auf etwa vierzehn Tage entleihen; noch ehe dieser Zeitraum verflossen ist, wird der versprochene Geldbrief aus Jamaica da sein, denn dein Freund läßt dich gewiß nicht im Stiche! — Ach, leider!

diesen verführerischen Einflüsterungen des Bösen schenkte der Bethörte nur allzu leicht Gehör und er streckte die Hand aus nach dem fremden Gute, das seinem Handelshause gehörte! — Nach vollbrachter Frevelthat gerieth der Unglückliche in große Herzensangst und sein strafendes Gewissen ließ ihm keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Dazu kam die Furcht, seine unselige That könne doch noch vor der Zeit entdeckt werden, was Schimpf und Schande für ihn zur Folge hätte. Diese Besorgniß wurde namentlich durch ein wichtiges Ereigniß in ihm wach. Bisher hatte nämlich Herr Hill allein das ganze Geschäft in England verwaltet, während der andere Theilhaber, Herr Audland, seit Jahren in Westindien sich aufhielt, um den Verkehr mit diesem fernen Lande persönlich zu betreiben und zu fördern. Herr Hill hatte alles ziemlich leicht genommen und seinen Angestellten große Freiheit gelassen. In seinem vorgerückten Alter nun wollte er sich zur Ruhe setzen, weshalb Herr Audland nach London zurückkam, um die alleinige Führung des Handelshauses zu übernehmen. Mit seiner Ankunft, die kurz nach der ruchlosen Unterschlagung des besagten Gelbbriefes stattfand, trat sofort eine vollständige Umwälzung in allen Angelegenheiten des Hauses ein, dessen neuer Leiter ein sehr sorgfältiger und pünktlicher Mann war, welcher jeden Brief, jede Rechnung und jede Zahlung mit eigenen Augen prüfte und überwachte. Es war daher leicht möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß er in kurzer Zeit das Abhandenkommen des wichtigen Briefes gewahren würde. Um so ängstlicher wartete der schuldbewusste Richard auf die Ankunft des ersehnten Geldes aus Jamaica, das allen seinen Verlegenheiten und Nöthen ein Ende machen sollte. Mit bangem Herzklopfen sah er einem Posttage nach dem andern entgegen. Endlich kam der erwartete Brief, aber — er brachte kein Geld! Der junge Babasour schrieb, es sei ihm sehr leid, allein sein mißtrauisch gewordener Vater halte ihn außerordentlich knapp und strenge, also daß er über blutwenig Geld nur verfügen könne. Er schloß sein Schreiben mit dem Versprechen: „Jedoch kannst du dich darauf verlassen, daß ich dir helfen werde; aber wann dies mir möglich sein wird, weiß ich noch nicht.“

Dieser Brief war ein vernichtender Blitzstrahl für den beklagenswerthen Richard; die Buchstaben tanzten förmlich vor seinen Augen und glüheten wie eine unheimliche, drohende Flammenschrift. Eben sann er darüber nach, was er jetzt thun sollte, als ihn ein Bote des Herrn Audland

nach dessen Zimmer beschied. Schnell steckte der Unglückliche den Brief in die Tasche und folgte dem an ihn ergangenen Rufe. Sein Prinzipal empfing ihn freundlich, aber ernst, mit der Frage: „Sie müssen vor einiger Zeit eine Zahlung von 600 Thalern für die Rechnung eines unserer Korrespondenten empfangen haben, allein ich finde diese Summe nirgends in den Büchern verzeichnet. Wie steht es wohl damit?“

Richard wurde todtbleich vor Angst und Schrecken! Das Herz stand ihm still und schlug dann wieder um so heftiger in der Brust! Das eben war ja das Geld, welches er empfangen und unterschlagen hatte! Nun mußte seine Untreue zu Tage kommen und alles war verloren. Er stammelte nur die wenigen Worte: „Ich weiß nicht — ich will nachsehen — es muß sich ja finden.“ Herr Audland mußte gleich merken, daß hier nicht alles in Ordnung war, sagte aber bloß: „Sehen Sie nach und bringen Sie mir dann sogleich Bescheid.“

Fast besinnungslos, verzweiflungsvoll verließ der Schuldige das Zimmer und eilte zum Hause hinaus. Was nun beginnen? Sein böses Gewissen verfolgte ihn! Er wußte keine andere, keine bessere Zuflucht als das Mutterherz. Und es war sein Glück, daß er sich das Vertrauen zu dem Mutterherzen in dieser schwersten Stunde seines Lebens bewahrt und erhalten hatte. Frau Helene Ware hörte mit Schrecken, was ihr unglücklicher Sohn weinend ihr gestand. Ach, es war alles so gekommen, wie sie längst vermuthet und gefürchtet hatte! Das Herz wollte ihr brechen vor Kummer und Betrübniß. Einen Versuch aber mußte sie noch wagen, um ihren Sohn von dem Verderben zu retten. Ungefäunt begab sie sich in das Handelshaus, um, wo möglich, Herrn Audland selbst zu sprechen und ihn anzuflehen um Erbarmen und Schonung für den tiefgefallenen Richard. Im Vorzimmer gab sie ihre Visitenkarte ab, mit der Bitte, dieselbe dem Geschäftsführer einzuhändigen, den sie gerne sprechen möchte. Auf der Karte stand: „Helene Ware, geborne Martyn.“ Augenblicklich wurde die tiefbekümmerte Mutter vorgelassen. Unter heißen Thränen und mit flehentlichen Bitten beschwor sie den Kaufherrn, dem Schuldigen seinen unbesonnenen, strafwürdigen Schritt zu verzeihen. Sie sprach: „Ach, mein Herr, von Ihrer Barmherzigkeit hängt das Glück seines ganzen Lebens, wohl gar seiner Seligkeit ab! Ich weiß es, er wird nie wieder so schwer und so tief fallen, wenn Sie ihm nur diesmal vergeben und aufhelfen. Erbarmen Sie sich über eine arme, unglückliche Mutter! Ich will Ihnen

das Geld gerne nach und nach zurückzahlen, aber — — —

Weiter konnte sie nicht mehr reden, sondern brach bei diesen Worten schluchzend zusammen. Mit großer Bewegung und tiefer Rührung hatte Herr Luckland mehrere Augenblicke sie angesehen. Jetzt ergriff er hastig ihre beiden Hände und sagte: „Liebe Frau Ware, können Sie glauben, daß ich, ich Ihren Sohn in Unglück und Verderben stürzen werde? Kennen Sie mich denn nicht?“

Berwundert starrte die arme Frau den ihr fremden Mann genauer an und schüttelte aber dennoch schweigend den Kopf; sie konnte sich nicht erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Fragend fuhr der Kaufherr fort: „Hat Fräulein Helene Martyn gänzlich Robert Rutt vergessen? Ich bin's, und gedente noch heute meiner großmüthigen Wohlthäterin in dankbarer und herzlicher Liebe!“

Frau Ware konnte bei diesen unerwarteten Worten kaum ihren Thren trauen. Der arme Robert Rutt sollte eine Person sein mit diesem reichen Herrn Luckland! Das kam ihr vor wie ein Traum. Der Kaufherr, ihr Erstauener merkend, sagte freundlich weiter: „Es ist jetzt nicht an der Zeit, Ihnen alles ausführlich zu erzählen, aber Sie sollen und werden es später vom Anfange bis zum Ende hören. Heute nur soviel: Der liebe Gott hat es mit mir sehr gut und sehr gnädig gemacht. Ich lernte zuerst in der Stadt Washington das Handelsgeschäft. Dann fand ich auf der Insel Jamaica, in dem Handelshaufe Auckland und Hill, eine Stelle. Es glückte mir, das Vertrauen und die Liebe des alten Herrn zu gewinnen, der mich, da er selbst kinderlos war, schließlich an Kindes Statt angenommen und mir, bei seinem Tode, mit seinem Namen auch sein ganzes Vermögen hinterlassen hat. Hierdurch ist es geschehen, daß aus dem armen Robert Rutt nun, durch des Herrn Gnade, der reiche Robert Luckland geworden ist. Ich habe bereits früher mehrmals den Versuch gemacht, von meiner theuren Wohlthäterin etwas zu erfahren, allein umsonst. Man schrieb mir, Herr Martyn sei gestorben und seine Familie zerstreut. Als ich vorhin Ihre Karte erhielt und den Namen „Helene Ware, geborne Martyn“ darauf las, da wurde mir's plötzlich klar, daß ich endlich meine theure, unvergeßliche Wohlthäterin wiedergefunden hatte. Gott sei's gedankt, ich kann Ihnen heute vergelten, was Sie vor dreißig Jahren an meiner lieben seligen Mutter und an mir gethan haben!“

„Und nehmen Sie meinen armen, verblende-

ten Richard wirklich wieder in Gnaden an?“ fragte mit tiefer Rührung die jetzt so glückliche Mutter.

„Gewiß, ganz gewiß!“ lautete die erfreuliche Antwort. „Schicken Sie ihn nur getrost hierher, heute noch. Ich bin der festen und fröhlichen Zuversicht, daß ihm der traurige Vorfall zu einer ernstesten und nachdrücklichen Lehre dienen wird. Und glauben Sie mir, verehrte Wohlthäterin, auch werde ich Ihrem Sohne mit all' meiner Kraft treulich helfen, wie Sie mir einst geholfen haben voll Freundschaft und Güte. Gott aber wird Seinen Segen dazu geben, daß Ihre heutigen Thränen des Kummers und der Sorgen in Dankes- und Freudenthränen sich verwandeln!“

Unmöglich lassen sich die Gefühle beschreiben, welche die zärtliche Mutter während ihrer Heimkehr besaßen. Sie fand ihren Sohn auf seinem Stübchen, Thränen der bittersten Reue weinend. Aber wie jauchzte er freudig auf, als ihm die Mutter verkündete, was sie soeben erlebt hatte! Er konnte nicht daran zweifeln, denn aus den treuen, mütterlichen Augen strahlten helle Freudenthränen. Jubelnd sank er in ihre Arme. Dann aber kniete er nieder und betete mit aller Inbrunst eines begnadigten und gereinigten Sünders: „Herr, mein Gott, ich danke Dir! Gelobet sei Dein heiliger und herrlicher Name! Nun aber stehe mir auch in Gnaden bei, daß ich meinen Eltern und meinem Wohlthäter vergelte durch einen frommen Wandel in Deinen Geboten und zu Deiner Ehre!“

— Was Richard Ware in jener schweren und doch auch wieder so glücklichen Stunde seines Lebens gebetet und gelobt hat, das hat er hernach, durch Gottes Gnade, auch treulich gehalten. Er wurde ein wackerer und frommer Mann, der Seinen Glück und Freude. Frau Helene aber konnte niemals anders als mit Dank und Anbetung der wunderbaren Wege des Herrn gedenken, des Herrn, ihres Gottes. Wahrlich, die der armen Frau Rutt und ihrem Robert einst erwiesene Wohlthat hatte reiche, überreiche Zinsen getragen. Was Er in Seinem heiligen Worte verheißsen, das hatte der gütige Gott überschwänglich an ihr erfüllt: „Daß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.“ (Pred. Sal. 11, 1.)

Im Theater.

Knabe: Aber, Tante, warum klatschest Du nicht mit? Tante: Für alte Leute schickt sich das nicht mehr. Knabe: Aber warum nennst Dich denn Mama immer eine alte Klatschtante?